

NZZ am Sonntag | Mensch & Medizin | 31. August 2008

Erste Hilfe auch am Wochenende

Am nächsten Freitag startet «Tag und Nacht». Das Vorbild der TV-Serie ist die Permanence im Zürcher Hauptbahnhof.

Claudia Gobet beugt sich mit einer Metallsonde in der Hand über das tief aufgeschürfte Knie der Studentin. Deren Augen weiten sich. «Muss das sein?» - «Wir müssen schauen, ob die Verletzung noch tiefer geht», erklärt die Ärztin sanft. «Ich werde ganz vorsichtig sein.»

Es ist halb drei Uhr nachmittags. In der Permanence am Zürcher Hauptbahnhof drängen sich fünf Patienten am Empfang, hinter der Theke verteilen zwei Rezeptionistinnen Anmeldeformulare, entscheiden, ob die neuen Fälle in die Warteschlange eingereiht werden oder ob ein Notfall vorgezogen werden muss. Im Wartebereich beim Eingang sitzen neun Frauen und Männer, einen Stock höher weitere fünf. Ein Bursche spielt mit einer leeren Getränkedose, eine ältere Dame ist inmitten ihrer Einkaufstaschen eingenickt. Auf der digitalen Anzeige an der Wand leuchtet rot die Wartenummer des nächsten Patienten auf: 72.

Die Gemeinschaftspraxis am Zürcher Bahnhof ist das reale Vorbild für die neue Arztserie «Tag und Nacht» des Schweizer Fernsehens, die am 29. August anläuft. Während die TV-Serie das Publikum laut Schweizer Fernsehen mit «heftigen Konflikten und Dramen, aber auch Versöhnlichem und Solidarischem» unterhalten will, bemüht sich die echte Permanence seit zehn Jahren, die Notfallstationen der Kliniken zu entlasten und Hausärzte, Spezialisten und Spitäler möglichst kostengünstig zu ergänzen.

Der perfekte Job

Claudia Gobet ist eine von 19 Ärztinnen und Ärzten, alles Allgemeinpraktiker oder Internisten, die in 8-Stunden-Schichten an der Permanence arbeiten. Die Studentin mit dem lädierten Knie hat sie inzwischen einer medizinischen Praxisassistentin zum Röntgen übergeben. Jetzt bespricht sie mit einem Patienten ecuadorianischer Herkunft die Resultate der Laboruntersuchungen und des Ultraschalls zu seinen Leberbeschwerden. Weiter geht es, Schlag auf Schlag: Eine 80-jährige Dame, deren Kopf in einer Lifttüre eingeklemmt worden ist, ein Mann, dessen Verhärtungen in der Leistengegend die Ärztin als stark geschwollene Lymphknoten identifiziert, eine Frau, die sich bei einem Sturz in den Ferien eine Rippe angeknackst hat. «Ich habe den perfekten Job», sagt Claudia Gobet, während sie mit wehendem Mantel den nächsten Patienten holt. «Ich behandle Patienten mit verschiedensten Problemen und jeden Alters, wir haben geregelte Arbeitszeiten und ein tolles Klima.»

Täglich nutzen durchschnittlich 160 Patienten und Patientinnen die Möglichkeit, sich in der Permanence bei dringlichen medizinischen Problemen ohne Voranmeldung behandeln zu lassen. An Spizentagen, besonders an Feiertagen, Wochenenden und während der Schulferien, sind es bis zu 240. «Darunter sind viele Zugezogene, Junge, die keinen Hausarzt haben, und Leute, die tagsüber in Zürich arbeiten und es sich nicht leisten können, untertags einen Arzttermin am Wohnort wahrzunehmen», sagt Jürg Müller-Schoop, Gründer und Leiter der Permanence. Die häufigsten Beschwerden sind Infekte, leichte bis mittlere Verletzungen, Schmerzen in Rücken, Gelenken oder Weichteilen. «An uns liegt es, zu entscheiden, ob es sich um etwas Harmloses oder ein ernsthaftes gesundheitliches Problem handelt», beschreibt Müller-Schoop eine zentrale Aufgabe der Permanence-Ärzte.

Mittlerweile ist es später Nachmittag, die Leuchtanzeige im Wartebereich steht bei Nummer 92. Die drei medizinischen Praxisassistentinnen im Labor sind im Schuss: «Nur kein Stress, nur kein Stress», ruft Sabine Feller lachend und eilt in ein separates Zimmer, wo sie einer Patientin mit Eisenmangel eine Infusion legen wird. Barbara Gasser hält die Stellung zwischen Analysegeräten, Zentrifugen, Mikroskop

und Computer, während Elisabeth Nüssli eine Patientin ins Röntgenzimmer führt. Dank ihrer Grösse kann sich die Permanence-Praxis eine moderne Infrastruktur leisten. Die Krankengeschichten werden rein elektronisch geführt, Ergebnisse aus Labortests direkt ins System eingelesen, Röntgenbilder können die Ärzte wenige Augenblicke nach der Aufnahme am Computer an ihrem Arbeitsplatz betrachten.

Schön der Reihe nach

Plötzlich wird es laut in der Permanence. Ein Wartender empört sich lautstark darüber, dass er schon seit einer Stunde darauf warte, an die Reihe zu kommen. «Was tun die Ärzte hier eigentlich – Kaffee trinken?» Die Rezeptionistin versucht den erbosten Herrn zu beruhigen. Die Ärzte täten ihr Bestes, jeder komme dran, schön der Reihe nach. Der Wartende schüttelt die Faust, setzt sich aber wieder auf seinen Stuhl.

Um acht Uhr tritt Kosai Baki, grossgewachsen, lachsfarbenes Polo-Shirt unter dem weissem Arztkittel, mit ernster Miene ins Wundversorgungszimmer. Dort liegt Frau K. mit geschwollenem Knöchel auf einer Liege. Die Seniorin hat sich beim Wandern den rechten Fuss verdreht. «Keine guten Nachrichten», sagt der Arzt. Die Seniorin seufzt auf. «Gebrochen», sagt sie, lässt das Fragezeichen gleich weg. Kosai Baki erklärt ihr das Röntgenbild mit der Bruchstelle am Kopf des Wadenbeins. Dann erkundigt er sich nach der Wohnadresse der Patientin, um das zuständige Spital zu bestimmen und stellt die Unterlagen für eine Einweisung zusammen. «Wir besorgen Ihnen ein Taxi, das sie insTriemlispital bringt.»

Eine lange Schicht

Die Leuchtanzeige ruft Patient Nummer 134 auf. Es ist neun Uhr und die zwanzig Stühle im Wartebereich sind alle besetzt, eine handvoll Patienten wartet im Stehen, eine bunte Mischung vom schmusenden Teenie-Pärchen über die Mutter mit Kind bis zum älteren Mann mit Schirmmütze und Stoppelbart. «Das wird eine lange Schicht heute», prophezeit Kosai Baki auf dem Weg zum Ultraschallraum. Seine nächste Patientin stöhnt vor Schmerzen in der Seite. «Die Niere», sagt der Arzt. Er fährt mit dem Schallkopf über die Flanke der 35-Jährigen, die Niere erscheint bohnenförmig auf dem Bildschirm. Aus Form und Struktur des Organs schliesst Baki: «Kein Urinstau, kein Stein, der einen Nierenkanal verstopft hätte.» Er sieht vielmehr eine andere Vermutung bestätigt: Nierenbeckenentzündung. Die Patientin erhält ein Antibiotikarezept, einige Verhaltensanweisungen für die nächsten Tage und einen Termin zur Kontrolle des weiteren Verlaufs.

Ein Händedruck, ein Lächeln, und Kosai Baki eilt zum nächsten Patienten. Vor den Fenstern der Permanence zieht ein Gewitter auf. Bis 22 Uhr ist die Praxis geöffnet. Doch bis Kosai Baki den letzten Patienten entlassen hat und endlich seinen Kittel ausziehen kann, ist es halb zwölf. Und die Leuchtanzeige über der Rezeption steht bei Nummer 183.

Box:

Westschweizer Erfindung

Die Institution Permanence hat sich zuerst in der Westschweiz etabliert, wo solche ambulanten Notfallpraxen seit Jahrzehnten bekannt sind. In der Deutschschweiz wurde das Permanence-Konzept 1997 von Jürg Müller-Schoop am Hauptbahnhof Zürich eingeführt. Die Statistik der Zürcher Permanence weist 55 000 bis 60 000 Konsultationen pro Jahr aus. Über ein Fünftel aller Konsultationen fällt auf die Wochenenden. Pro Tag verzeichnet die Permanence fünf bis sechs vorgezogene Notfallbehandlungen gemäss Tarmed-Regelung. Über 90 Prozent der Patientinnen und Patienten wohnen in der Stadt oder der Region Zürich. Die Idee einer Walk-in-Klinik am Bahnhof für dringliche Konsultationen wurde in der Deutschschweiz auch in Luzern und in Bern umgesetzt.

Permanence Hauptbahnhof Zürich
Bahnhofplatz 15, Tel. 044 215 44 44, 7 bis 22 Uhr

City Notfall AG Bern
Bubenbergplatz 10, Tel. 031 326 20 00, 7 bis 22 Uhr

Permanence Medical Center Luzern
Bahnhof Shopping, Tel. 041 211 14 44, 6 bis 23 Uhr